

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 236.

Samstag, 9. Oktober.

1910.

(10. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

Roman von Otto Elster.

(Nachdruck verboten.)

„Ach, so muß ich auch wohl gnädiges Fräulein sagen?“ fragte er traurig.

„Nein, nein — Horst — wir wollen doch gute Freunde bleiben!“ Und sie schob ihre Hand unter seinen Arm und zog ihn mit fort zu der festlich geschmückten Tafel.

Das war ein fröhliches Stimmengewirr, das erst ernstem, feierlichem Schweigen Platz machte, als sich der Generalkonsul erhob, um das Hoch auf Seine Majestät den deutschen Kaiser auszubringen. Stehend hörten alle die Worte an und weithervoll klang dann das Lied durch den fehlenden Raum:

Heil Dir im Siegerkranz!
Herrlicher des Vaterlands,
Heil Kaiser Dir . . .

Eine Pause feierlicher Stille — jeder empfand die Weihe dieses Augenblicks, wo die Gedanken zum alten Vaterlande wanderten und man des Fürsten gedachte, unter dessen weisheitsvoller Regierung der deutsche Handel emporgeblüht, geschützt durch die deutsche Flotte, die er geschaffen.

Der Präsident des Klubs gedachte in herzlichen Worten des deutschen Vaterlandes, Kapitän Sander toastete auf das Wachsen, Blühen und Gedeihen der deutschen Kolonie in Schanghai, und Professor Ewald brachte in sinnigen Worten ein Hoch auf die deutschen Frauen aus.

Die perlenden Sektkläser klangen fröhlich aneinander, und mancher geheimer Händedruck, manch heimlicher Blick wurde da gewechselt.

„Werden Sie nun längere Zeit hierbleiben?“ fragte Käthe im Laufe des Gesprächs.

„Wir sollen zwischen hier und Tsingtau kreuzen“, entgegnete Horst. „Aber wir werden stets nach Schanghai zurückkehren, und so werde ich Sie noch öfter sehen, Fräulein Käthe. Sie erlauben mir doch, daß ich Sie und Ihren Bruder in Ihrer Villa besuche?“

„Aber das ist doch selbstverständlich, Horst.“

„Vielleicht bleiben wir auch längere Zeit hier stationiert“, fuhr Horst fort. „Es sollen im Innern Chinas Unruhen ausgebrochen sein, die möglichenweise ihre Wellen her nach der Küste zu ausbreiten. Die alten Mandchu sind mit der neumodischen Regierung des Präsidenten Yuanschikai gar nicht einverstanden, und möglich ist es schon, daß sich dieser oder jener alte Mandchu-General empört. Da heißt es dann aufpassen, daß unseren deutschen Handelsniederlassungen und den Missionen nichts passiert.“

„Hoffentlich kommt es nicht zu Blutvergießen, Horst. Hier ist ja alles ruhig und selbst in der Chinesenstadt röhrt sich nichts.“

„Ja, aber bei diesen hinterlistigen, gelben Burschen kann man nicht wissen, was sie im Schilde führen. Doch heute wollen wir uns darüber keine Sorge machen! Die schöne, glückliche Gegenwart wollen wir genießen und auf eine schöne, glückliche Zukunft anstoßen!“

Die Champagnergläser klangen fröhlich zusammen.

„Wissen Sie Käthe“, fuhr Horst nach einer Weile ernster fort, „daß ich Ihnen viel, sehr viel abzuhalten habe?“

„Mir? — Was hätten Sie mir Böses getan?“

„Oh, erinnern Sie sich noch unserer letzten Fahrt in den Wald — kurz vor meiner Abreise?“

„Ja . . .“ erwiderte Käthe unter leichtem Erröten. „Sie sprachen da recht törichte Worte, Horst . . .“

„Die ich aber gewiß nicht bereue. Ach, Käthe, damals war ich sehr schlecht, sehr ungerecht gegen Sie. Sie wollten meine Worte nicht hören, und als der Neuhofen dazukam . . .“

„Oh, bitte, sprechen Sie nicht davon!“

„Ich hatte wohl bemerkt, wie Herr von Neithardt Sie mit leidenschaftlichen Augen verfolgte — ich sah auch, wie Sie mit ihm tanzten — ach, Käthe, ich glaubte, Sie liebten ihn . . .“

„Oh, Horst — wie können Sie denken . . .“

„Ja, deshalb war ich die letzten Tage so häßlich gegen Sie. Können Sie mir das verzeihen?“

„Ich denke gar nicht mehr daran, Horst. Und wissen Sie denn nicht . . .“

„Ja, ich weiß . Neithardt hat sich in merkwürdiger Weise benommen. Seit Wera mir das geschrieben, bin ich erst wieder leicht und froh geworden. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, Sie vielleicht bei meiner Rückkehr als die Frau eines anderen Mannes begrüßen zu müssen.“

„Sie dürfen solche Worte nicht sprechen, Horst“, sagte Käthe ernst und traurig.

„Weshalb nicht? Sie wissen doch, daß ich Sie lieb habe . . .“

„Horst, Horst! Um des Himmels Willen, sprechen Sie nicht so, wenn Ihnen an unserer Freundschaft etwas liegt. Ich darf solche Worte von Ihnen nicht hören, und doch wünsche ich von Herzen, Sie als Freund zu behalten.“

„Sie sind wunderlich, Käthe. Wieso könnten meine Worte Sie verlezen?“

„Sie verlegen mich nicht, sie machen mich nur traurig, weil . . .“

„Nun, weil? — Wissenden Sie, Käthe! Weil Sie mich nicht lieb haben können?“

„Quälen Sie mich doch nicht so, Horst. Sie sagten ja selbst, wir wollten die schöne, glückliche Gegenwart genießen, weshalb uns mit traurigen Gedanken diesen Genuss verkümmern? Erzählen Sie mir lieber von Ihren Abenteuern auf den Süßsee-Inseln.“

„Sie haben recht — verzeihen Sie mir! Wir wollen uns die kurzen Stunden unseres Zusammenseins nicht durch Zukunftsorgen trüben. Jetzt bin ich glücklich, daß ich an Ihrer Seite weilen darf — die Zukunft wollen wir den gütigen Göttern anheimstellen. Das ist ja auch Seemannsbrauch!“

Seine Stimme, die an erster Männlichkeit gewonnen hatte, drang ihr tief ins Herz. Seine Augen blitzen so lieb und treu — oh, wie ganz anders war er,

als jener stolze, hochmütige Mann, der um sie geworben, der geglaubt hatte, ein Wort von ihm genüge, um sie zu erringen. Mit innigem, dankbaren Lächeln blickte sie zu Horst auf, und als der Tanz wieder begann, schmiegte sie sich hingebend in seine Arme und fühlte sich wohl und glücklich. Die Zukunftssongen fielen von ihr ab, nur der schönen Gegenwart lebte sie. So ging das Fest zu Ende, das kein Misston mehr störte.

Als Käthe auf ihrem Zimmer angelkommen war, vermochte sie noch nicht zu schlafen. Sie vertarnte ihre festlichen Gewänder mit einem leichten Hauskleide und lehnte sich in das geöffnete Fenster, in das die weiche Luft der Innen, subtropischen Nacht hineinwehte. Wie schön war die Welt und wie voll von Glück das Leben!

An dem Garten der Villa lief die Hauptstraße vorüber; das Licht der Laternen schimmerte durch die Büsche, ab und an rollte ein Wagen vorüber, den fadeltragende Diener begleiteten. Wie große Glückwürmchen huschten sie lautlos vorüber und verschwanden in der Dunkelheit der Nacht.

Und welch balsamische Düfte hauchte der Garten darunter aus! Die Rosen, die Rhododendren, die Oleander und all die würzigen Büsche und Fruchtbäume. Wie im Traum schwankten und rauschten die hohen zederartigen Wipfel der Kofos- und Areca-Palmen, und träumend senkte ein großer Weringhebaum seine hängenden Zweige zur Erde nieder, Käthe an den lauschigen Platz unter den Zweigen einer Trauer-Eiche im Park von Radowitz erinnernd.

Und über dem Wundergarten wölbte sich der tiefdunkelblaue Nachthimmel mit den tausend und aber tausend blinkenden Sternen, wie ein gold- und silbergestickter, dunkelblauer Samtmantel.

Ja, die Welt war herrlich, und das Leben war schön! Warum sich um die Zukunft sorgen?

Und doch schwollte ein banger Seufzer die Brust der einsam Träumenden. Dachte sie daran, wie bald graue Wolken die Pracht des Sternenhimmels verhüllen würden? Wie rauhe Stürme mitleidlos die Palmen zerzausen und die Rosen entblättern würden? Dachte sie daran, daß unter dem schweren Himmel des Nordens die Welt, das Leben eine ganz andere Gestalt annahm, daß dort Winterstürme die Blüten des Frühlings, die Hoffnung des Sommers vernichten würden?

Dachte sie daran, daß sich auch auf die Hoffnungen ihres Lebens der schwere, nordische Himmel senken würde? Sie schaute empor zu den Sternen des Südens, die ihr doch keine Antwort gaben, und in ihre Augen stahlen sich die Tränen.

8.

„Wie ist es, Kleine“, fragte Fred nach einigen Tagen, „hast du Lust zu einem Ausflug in das Innere Chinas?“

„Oh gewiß, Fred“, entgegnete Käthe erfreut. „Es würde mich sehr interessieren, Land und Leute kennen zu lernen.“

„Dazu wirst du Gelegenheit genug haben“, meinte Fred lächelnd. „Ich muß einmal auf unserer Faktorei in Tsingtau nach dem Rechten sehen. Krause, der Leiter der Faktorei, schreibt mir, daß es nicht recht vorwärts gehen wollte. Das Geschäft stockt. Die Herren Chinesen sind widerhaorig geworden. Da muß man mal kräftig durchgreifen.“

„Die Marine-Offiziere erzählten von Unruhen im Innern.“

„Was sein, daß die alten Mandchu-Rebellen sich wieder rütteln. Seit die neue Regierung ihnen die Köpfe abgeschnitten hat, herrscht eine gewisse Erbitterung unter der Menge. Aber die richtet sich nicht gegen uns, sondern gegen die Regierung. Wir haben nichts zu fürchten. Übrigens befindet sich in Tsingtau auch eine evangelische Missionsstation und der Missionar, Doktor Schäffer mit Frau, wird dich gewiß freundlich aufnehmen.“

„Ich freue mich sehr auf die Reise . . .“

„So halte dich für übermorgen früh bereit. Wir fahren mit unserem Motorboot den Yangtse hinauf und du wirst viel Neues und Schönes sehen. Du verläßt ja jetzt hier auch nichts“, sezte er lächelnd hinzu. „S. M. S. „Grille“ ist ja nach dem Norden abgedampft und kehrt erst in einigen Wochen zurück.“

Käthe errötete leicht.

„Das hat doch mit meiner Reise nichts zu tun“, meinte sie in einiger Verlegenheit.

„Nun, wer weiß?“ lachte Fred schmunzelnd. „Wie die „Grille“ zurück ist, sind wir auch wieder hier. Also rüste dich zur Reise. Unseren chinesischen Koch nehmen wir mit auf die Fahrt. Auch deine kleine indisches Dienerin Maja kannst du mitnehmen. Im Boot ist genug Platz . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwältigen.

Aus meinem belgischen Tagebuch.

(Von einem Wiesbadener.)

8 . . . , 24. 4. 15.

Heute nachmittag 8 Uhr in St. A. Alarm, alles aufgesessen, Richtung Y., über L. Wollte ich meine Eindrücke so einzeln schildern, wie sie sich zugetragen haben, die sind fürchterlich, denn wir lernen hier wieder die Kehrseite des Krieges kennen mit all seinen Schrecknissen und Ausartungen. Ich fasse mich darum in kurzen Sätzen. Nicht weit von dem Orte, wo unsere Truppen durchgebrochen sind, liegen die Stellungen, wo Freund und Feind 8 Monate auf 80 bis 40 Meter gegenüber gelegen haben. Der Ort selbst ist nur noch ein großer Trümmerhaufen, dessen Steine uns als Unterstände dienen. Unaufhörliches Kanonendonner und Maschinengewehrschlachten, unaufhörlich werden verwundete Kameraden, Engländer, Schwarze, Indier, in Trupps oder einzeln, als Gefangene vorbeigeführt. Unermüdlich treiben unsere Fliegen in der Luft, hier und da auch ein feindlicher. Granatenwerfer erhalten wir nur wenig, da 80 Geschütze erbeutet sind. Es geht voran und wir hoffen, morgen nachts mitzuholen. Unsere Infanterie von der Armee hat Vorzügliches geleistet und es unter den blauen Jungs vergönnt, heute schon miteinzugtreten. Hoffentlich machen sie ihrem Seebataillonsführer alle Ehre. An Ausbildung hat es ihnen nicht gefehlt.

8 . . . , 29. 4. 15.

Wie viel hätte ich in den letzten Tagen an gewonnenen und schaudernden Eindrücken der Schlachtfelderlebnisse einzutragen können, wenn ich nicht frisch gewesen wäre. Ja frisch, das Wort, das hier Fremdwort ist, und eigentlich noch bestraft werden müßte, ging noch glücklich ab, da ich den angeforderten Dienst noch erreichen konnte. Mir ist die am Alarntage gemachte letzte Impfung schlecht bekommen. Am 25. erwachte ich mit Kopfschmerzen, von denen ich hoffte, bald befreit zu sein. Die Stadt, welche ich am Tage sah, ist wirklich weiter nichts als ein Trümmerhaufen. Allmächtiger Baumeister! sagte ich, als ich aus meinem Unterstand kam. Gefangene Engländer und schwarze französische Soldaten, meist verwundet, wurden vorbeigeführt. Ich saug die erstaunten Engländer aus, wie es um die Orte Sheastrasse, Het Sas und Wilken steht. Keine Ahnung von dem ganzen Bild natürlich. Das hatten sie auch wirklich nicht, denn sie waren früh um 2 Uhr eingeschlossen und um 11 Uhr schon gefangen genommen worden. Es waren Kanadier. Auf meine Frage, warum sie ihr Leben auf das Spiel setzten, hörte ich meistens, „ich hatte keine Arbeit“ oder „ich war besoffen.“ Überläufer waren auch dabei. Meistens verheiratete Männer, welche in Deutschland gearbeitet hatten und uns trotz des Hasses für Menschen halten. Sie wissen leider nur zu gut, daß wir in Deutschland die Gefangenen meistens zu unständig behandeln. „Hunger leiden, das wären sie gewöhnt“, sagte einer, der glaubte, sie bekämen kein Brot. Arbeiten wollen sie gerne, nur nicht unruhig sterben.

Am Nachmittag, obwohl es mir nicht ganz wohl war, konnte ich mich ein paar Stunden auf dem Schlachtfelde aufhalten. Ich ging über das Feld und fand zunächst eine Mumie von einem, nach den roten Hosen zu urteilen, Franzosen, dem ungähnliche Schwarze folgten. An der ehemaligen feindlichen Stellung angelkommen, sah ich gräßliche, mit unverständliche Bildern. Nahe hinter der Verteidigungslinie unberührte Leichen, welche wenigstens 8 Monate alt waren. Die Schüttengräben waren täglich und schlecht ausgegraben, und Deckung so gut als keine vorhanden. Die Soldaten, die hier lagen, werden sich wohl gefragt haben, in vier Wochen werden wir ja sowieso abgelöst, da werden wir doch nicht für andere arbeiten. So ist es auch. Fünf tote Engländer hatte man in eine Basserrinne geworfen und ohne Erde verweisen lassen. Hier stand es entsetzlich. Am Graben selbst stand es nicht minder. Allerlei Gerät, wie Ausrüstungen, Gewehre, Kochmaterial, Patronen, Schwiebad usw., lag mit den Toten hundert durcheinander.

Ich war schon satt von all dem schrecklich Geschehenen, und stellte mich oben auf die Wehr, um unsere Stellung zu betrachten. Welch ein Unterschied schon von außen! Ja, deutsche Arbeit und unermüdlicher Fleiß waren hier entfaltet. Von den Stellungen in verschiedenen Abständen lagen tote deutsche Soldaten; es waren wohl Hochposten gewesen, die sich zu spät gerückt hatten und nicht geholt werden konnten. Ich betrachtete mir die Leute und fand, daß einige mehr als 100 Treffer hatten, die, außer den ersten, nicht mehr geschrägt haben möchten. Einer hatte einen Zettel anhaftet mit dem Inhalt: „Alles schwindet, alles vergeht, nur dein Tod für das Vaterland nicht.“ Deutsche Pioniere waren bei der Arbeit, unsere Kameraden als die ersten eingebettet. . . .

Unsere Stellung. Welche Freude, da schon hineinzuschauen! Alles noch sauber, kein übler Geruch, außer dem von draußen, wo die Toten lagen. Die schmucken „Villen“ von bomben sicherer Unterstände, wie z. B. „Villa Marburg“, „Wirtshaus an der Bahn“, „Villa Ahelsberg“ usw., benannt. Jede Schießscharte war mit einer Nummer, Sonnenplänen mit Wänden, verschoben, Kurplatz, „Schieß treffe“ usw. Nach rückwärts Gänge zu den Latrinen, welche 10 bis 20 Meter von der Stellung ablagen, und so noch viele schöne Einrichtungen, die ich wegen Zeitmangel nicht eintragen kann.



Aus der Kriegszeit.

Bußfälligkeiten! (Original.) Schüttengraben, 28. 9. 15.
„Liebe Frau! Ich will Dir einmal erzählen, durch welche Bußfälligkeiten oder Fügungen manches Soldaten Leben getötet wird. Gestern habe ich mit einer Abteilung eine Planierungsstellung ausgehoben. Da kommt Herr Hauptmann D. und besichtigt den Fortgang der Arbeiten, ungefähr 80 Meter von links kommt Herr Hauptmann E. Ersterer rief lebhafter auf diese Entfernung etwas zu, und um besser hören zu können, bleibt Hauptmann E. stehen und legte die Hand hinter das Ohr. In diesem Moment sauste ein Granatsplitter kaum zwei Schritte vor Hauptmann E. in die Erde. Ich sah den Staub aufwirbeln. Durch den Durur hatte also Hauptmann D. dem Hauptmann E. das Leben gerettet oder ihn doch mindestens vor einer schweren Verwundung bewahrt. Ich ging später hin und suchte den Splitter; derselbe hatte ein faustgroßes Loch in die Erde gerissen. Das Stück Eisen werde ich mir zum Andenken aufbewahren. — —“

Unsere Feldgräben als Holzhandwerker. Nicht nur als Kompaniehaften stehen unsere Soldaten im Dienste des Vaterlandes. Ihre Tätigkeit ist auch im Felde vielfacher gewölkter Art, und es ist ebenso interessant wie gerecht, einmal die Arbeit unserer Militärhandwerker zu überblicken, die, durch die vortreffliche Organisation unserer Heeresleitung den mannigfachen Bedürfnissen des Krieges restlos angepaßt, die Erfolge unserer Truppen nicht unverständlich unterstützt. Ganz besonders sind es die Holzhandwerker, deren Leistungen im Felde eine hervorragende Rolle spielen, und die Tätigkeit unserer Feldgräben als Tischler, Stellmacher und Zimmerer wird, wie das nächste Heft der „Holzland“ ausfüllt, noch immer vielfach von der Allgemeinheit unterschkt. „Man macht sich“, so führt das Blatt aus, „neine rechten Vorstellungen von den geraffigsten Mengen holzgewerblicher Arbeiten, die dort hergestellt werden müssen, wo es gilt, Offizieren und Soldaten

eine möglichst behagliche Unterkunft hinter der Front zu schaffen. Die von den Kriegsschauplätzen in die Heimat kommenden Feldgräben wissen nicht genug die geradezu vorbildliche Fürsorge der Heeresverwaltung in dieser Beziehung zu rühmen. Tischler, Stellmacher und Zimmerer werden überall zur Herstellung holzgewerblicher Arbeiten herangezogen. Die Unterstände werden nach allen Regeln der Baukunst errichtet. Die Leitung der Arbeiten liegt meist in den Händen von Baugewerksmeistern, die aktiven Heeresdienst leisten. Stellmachereien und Tischlereien sind jedem Heeresverband angegliedert. Freilich handelt es sich dabei nicht um Betriebe nach großstädtischen Mustern, die mit vielfältigen Spezialmaschinen und ausgereckten Werkzeugen versehen sind. Man ist vielmehr in den meisten Fällen zu der ursprünglichen Art des Tischlerei- und Zimmerhandwerkes zurückgekehrt.“ Bei der Errichtung ihrer Werkstätten zeigen sich unsere Militärhandwerker ebenso praktisch wie erfinderisch: „Zusammengelegte Blöcke und Verbandsbölzer stellen eine Hobelbank dar. Die nötigsten Werkzeuge werden aus der Heimat geliefert. Vom Ende von Bettstellen für Offizierunterstände, von Bänken, Stühlen und Tischen, von Fenstern und Türen sind in diesen mit den einfachsten Mitteln hergestellten Werkstätten hinter der Front entstanden. Die Tätigkeit der Stellmacher hinter der Front beschrankte sich bisher hauptsächlich auf die Vornahme kleinerer Reparaturen. Im Westen war der Verbrauch infolge des Stellungskampfes gering, und im Osten spielte und der Rückzug der Russen eine so große Beute von Fuhrwerk aller Arten in die Hände, daß sich eine Herstellung erübrigte. Vielfach halten die im Stellmacherhandwerk geübten Feldgräben, die hinter der Front in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt waren, dort Gelegenheit, ihre Künste bei der Wiederherstellung zerstörter Geräte und bei der Inbetriebnahme von Pflügen und Wagen zu zeigen.“

Eine 11jährige Solbatenfreundin. Am 1. Februar wurde uns mitgeteilt, daß das Pionierbataillon abgelöst und nach Meß ins Quartier käme. Meine Kompanie gehörte auch zu diesem Bataillon. Wir machten uns zum Abmarsch bereit, und am anderen Morgen in der Frühe marschierten wir der nächsten Bahnhofstation zu. Schnell brachte uns das Dampfross zu unserer größten Freude nach Meß. Auf dem Bahnhof angekommen, überreichten uns Damen der Stadt Vorberauerwege, als Friedenspalmen konnten wir sie noch nicht ansehen, aber als Siegespalmen. Unter klängendem Spiel und den Hurraufen der Einwohner zogen wir durch die feierlich geschmückte Stadt. Ab und zu schüttelte sich einer ganz auffallend, wenn ihm eine freche Laus über den Rücken kroch. Schmutzig waren wir von Kopf bis zu Fuß; manche hatten noch den halben Schüttengraben an den Kleidern hängen. Ein Fort wurde uns zum Quartier angewiesen. Wir machten uns einigermaßen sauber und gingen nach der Stadt. Kameraden, welche uns dort begegneten, sagten, daß wir in der Turnhalle vom Roten Kreuz saubere Wäsche erhalten würden. Wir gingen hin. Unter anderem erhielt ich auch ein Paar Strümpfe, welches das Werkzeug einer innigen Freundschaft werden sollte. In diesen Strümpfen lagen nämlich eine Tafel Schokolade und eine Postkarte, deren Adresse folgendermaßen lautete: „An einen deutschen Vaterlandsverteidiger in Feindesland. Schüttengraben.“ Auf der Rückseite standen folgende Zeilen:

„Des Franzmanns gedenk' ich mit Haß,
Drum macht mir das Stricken so Spaß.
Euch Feldgräben gedenk' ich so gerne.
Im Schüttengraben, in der Ferne.
Wünsch' Dir immer trockne Füße,
Dann vergiß' ich so gern manches Süße,
Will stricken Tag und Nacht,
Halte mir treue Wacht.
Schreibst Du an mich, so denk' ich an Dich.“

Deine kleine Erna Ludwig, 11 Jahre alt.

Auch der Ort war angegeben. Ich schrieb sofort der kleinen Erna, daß ihr Briefchen in meine Hand gekommen sei. Lange brauchte ich nicht auf Antwort zu warten. Von dieser Zeit an sind wir die innigsten Freunde geworden.

Der Algentrieg in den Tiroler Dolomiten. In den Südtiroler Dolomiten und den angrenzenden Bergmassiven machen bekanntlich nicht nur die dem Generalissimus Gabona mehr als 100000 feindlichen meteorologischen Gewalten den Staatenberg das Leben schwer, sondern vor allem auch die allgemeinen Hindernisse des zerklüfteten Hochgebirgsgebietes, das eine unfestwillige Schule für militärisches Bergfragen darstellt. Wenn aber die Tiroler sich etwas mehr mit deutscher Wissenschaft beschäftigt hätten, könnten sie aus den „Schriften des

Gesellschaft zur Förderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg" und aus der "Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" lernen, daß sie dieseshalb eigentlich auch mit den — Algen Krieg führen müßten. Gadorne hätte eine hübsche Entschuldigung mehr, wenn er anführen könnte, daß er sich nicht nur mit dem Wetter, sondern auch mit dem Myriadenheere mikroskopischer ministerender Lebewesen herumzuschlagen muß... In der Tat ist man der zerstörenden Tätigkeit einer Algenart auf die Sturz gefommen, die den Kalkstein allmählich vermürbt, seine Belüftung vorbereitet und fördert und von noch nicht übersehbarer Bedeutung für die Gestaltung der Gebirgsformationen ist, wo, wie so oft im Hinsicht der Natur, die Jahrtausendelang geäußerte Arbeit des Kleinsten Wunder der Wirkung hervorbringt. Der Berliner Professor V. Diels hat diese hochinteressanten Algenforschungen angeregt, und R. Andree sammelt hierzu wertvolles Material. Gerade in den Südtiroler Dolomiten ist der Steinzerstörung durch die Algen eine große Bedeutung beizumessen. Denn als erste Verwitterung räder Felsen treten nicht nur Flechten auf, wie die Wissenschaft bislang allgemein annahm, sondern auch Algengemeinschaften; haben diese sich einmal eingenistet, so arbeiten später organische und anorganisch-atmosphärische Verwitterung zusammen. Was natürlich eine weit intensivere Belüftung und Vermürbung der Felsen zur Folge haben muß, als wenn einer dieser Faktoren allein seine Minier- und Sprengarbeit verrichtet. Worauf beruht nun diese eigentümliche Verstörungskraft der sonst so harmlosen und als einzelne mikroskopische Blümchen unmächtigen Pflänzchen in milliardengroßer Anhäufung? Professor Diels weist auf die hohe Quellsfähigkeit der gallertartigen Hüllen der Algen hin, die je nach dem Feuchtigkeitsgrade ein sehr verschiedenes Volumen einnehmen; sie wirken jedenfalls bei der chemischen Lösung des Kalksteins mit, vielleicht durch die Ausscheidung von Kohlensäure oder anderer Säuren. Die Algen dringen ziemlich tief in das Gestein ein, so daß ein Teil nachher "endolithisch" (vom griechischen endo — innerhalb und lithos — der Fels, gebildeter naturwissenschaftlicher Fachausdruck) vegetiert. So verrichten die Blümchen eine richtige Speer- und Minierarbeit, die in Verbindung mit der atmosphärischen Verwitterung in geologischen Zeiträumen ganze Gebirgslandschaften zerstört und schließlich auch die Kriegsführung des "Herrn der Schöpfung" des Menschen beeinflußt. So darf man mit wissenschaftlicher Berechtigung sagen, daß die Italiener nicht nur mit den Österreichern verunschlagen müssen, sondern auch mit den — Algen. Aber es bleibt billig zu bezweifeln, ob General Gadorne und sein Stab von diesen kleinsten Feinden eine Ahnung haben...

Eine englische Schilbung der Isonzofront. Die folgende, die Stärke der österreichischen Stellungen anerkennende Schilbung aus dem Isonzogebiet schreibt der nach Italien entsandte Sonderberichterstatter der "Times" seinem Blatt: "Eine weite, gießlich flache Ebene mit Feldern und Bäumen, von kleinen Dörfern unterbrochen und von unzähligen Straßen durchschnitten; zur Linken eine gedrängte Hügelreihe, die von Süden nach Norden verläuft; vor uns ein ansteigendes Plateau, in halber Länge von einem Bergzug gesäumt; über dem Ganzen eine Atmosphäre von Staub, Nebel und Kriegsdunst, durch die der kupferfarbene Sonnenball leuchtet. Wenn man einen kleinen Hügel in der Ebene erklimmt, hat man den unbeschrankten Ausblick über den vor dem Blick aufgerollten unteren Teil der Isonzofront. Die kleinen Dörfer sind durch das Granatenfeuer der Österreicher zerstört. Auf den staubbedeckten Straßen rollen hochbeladene Fuhrwerke zur Feuerlinie, andere lehren leer zurück, um neue Munition und Lebensmittel zu holen. Dort kriecht eine ganz klein erscheinende Kolonne Infanterie, die nach einem einwöchigen Aufenthalt in den Schützengräben im Carsogebiet zu kurzer Rast zurückkehrt. Die Höhe von Podgora, die einst dicht bewaldet war, bietet sich jetzt in einer durch spärliche Baumgruppen unterbrochenen Näßlichkeit dar. Sie wurde von allen Seiten beschossen. Buerst haben die Italiener sie mit einem Regen von Geschossen überschüttet, um den Infanteriesturm vorzubereiten. Dann aber, als die Infanterie sich in Bewegung setzte, begegnete sie einem entsetzlichen Feuer des Feindes. Es war ein Zentralfeuer, das trommelnd von allen Seiten prasselte, und die Kolonnen mußten wieder zurückweichen. Heute ist der Tag verhältnismäßig ruhig. Von dem Carsoplateau tönt nur schwaches Feuer, und der San-Michele-Berg speit kleine Wölfe. Von Zeit zu Zeit schwillt das Artilleriefeuer plötzlich stärker an, und die dunklen Umriss der Landschaft beginnen zu rauchen. Plötzlich heulen die schweren Geschütze laut auf.

Ein österreichischer Monoplan fliegt in großer Höhe westwärts. Fast jeden Tag steigen österreichische Aeroplane auf, und die österreichischen Flieger zeigen sich sehr mutig und geschickt. Die Stellungen hier können nur einzeln angegriffen werden, eine nach der anderen. Darum geht es auch so furchtbar langsam vorwärts. Das Terrain ist außerordentlich schwierig, und die Österreicher haben ungeheuer starke Defensivstellungen vorbereitet. Das ganze weite Gebiet ist ein gewaltiges Netzwerk ausgebauter Stellungen..." (kz.)

Ein Engländer über die modernen Londoner Frauen. Die neuen Steuern, die sämtliche Luxus- und Haushaltungsgegenstände in Großbritannien außerordentlich im Preise steigern, sowie das unpatriotische, verschwendungsüchtige Vernehmen der meisten Londoner Frauen veranlassen einen Engländer zu folgender in der "Daily Mail" abgedruckten temperamentvollen Auslassung: "Die außerordentliche Teuerung des Butters, die unsere Frauen als Vorwand für die phantastischsten Haushaltungsgeld-Forderungen dient, könnte durch größere Sparsamkeit im Verbrauch von Kakao und Schokolade verminderd werden. Aber nichts ist meiner Meinung nach schändlicher als die lächerliche Weise, in der die modernen Londoner Frauen der Mittelschicht sich ihrer Schokoladenliebhaberei hingeben. Ununterbrochen trinken oder laufen sie Schokolade, und es ist nachgerade ein verderbliches Laster geworden. Tausende englischer Frauen scheinen keinen höheren Begriff von Pflicht und Vergnügen zu haben, als mit schokoladengefülltem Mund und starren Augen in irgend einem Kino einen blödfinnig-sentimentalen Film zu bewundern. Dann, wenn das leichte Filmbild verschwimmt und das letzte Schokoladenbonbon verschluckt ist, gehen sie nach Hause und verlangen von den Männern mehr Haushaltungsgeld. Das ist nicht der Geist, mit dem Kriege gewonnen werden."

Auf einem Transportdampfer vor Gallipoli. Der Garda-nellen-Berichterstatter des "Daily Chronicle", Ashmead Bartlett, schildert seine Fahrt auf einem englischen Transportdampfer und die Ankunft des Schiffes an dem Landungsplatz der englischen Expeditionstruppen: "Eines Abends kam ich an Bord des Atlantic-Dampfers "Minneapolis", der nachts mit Truppen nach der Suola-Bai abfahren sollte. Die "Minneapolis" ist ein sehr eleganter und kostbar eingerichteter Ozeandampfer, der jetzt als Transportdampfer dienen muß. Es war 9 Uhr abends. Die Nacht war stockdunkel, kein noch so schwacher Lichtschein war in dem Abfahrthafen zu erblicken. In der Dunkelheit mußte ich tastend eine schmale schwankende Bordleiter emporsteigen. Endlich hatte ich das Deck erreicht, das von Soldaten der verschiedensten Waffengattungen dicht besetzt war. Bald sahen wir in einer der Ersten-Klasse-Passagierkabinen, und es war ein seltsames Gefühl, in dieser eleganten, in nichts an den Krieg erinnernden Umgebung ins Kampfgebiet zu reisen. Um 5 Uhr morgens wurde ich durch das dumpfe Gebüll schwerer Geschütze aus dem Schlaf geweckt, und als ich meine Gedanken gesammelt hatte, begriff ich, daß wir angelangt sein mußten. Hastig eilte ich an Deck, wo ich einer Schar von Offizieren begegnete, die in der Dunkelheit nach dem Land blickten, das allmählich in der Dämmerung Gestalt anzunehmen begann. Wir lagen ein gutes Stück vom Strand entfernt, doch als die Sonne aufging, konnten wir alles sehen, was auf Gallipoli vor sich ging. Von einem Fenster des Schiffssalons, der im Frieden wohl ein reiches und fröhliches Publikum beherbergte, blickte ich auf das Gebiet der heißen Kämpfe. Im Gewässer vor uns fuhren sechs Kriegsschiffe langsam davon; die waren sämtlich durch Batteriefeuer beschädigt. Die Infanterie lag auf dem vordersten Strandstück unter einem toxischen Hagel türkischer Schrapnells. Explosionen ließen die Luft erzittern, und allenthalben stiegen helle Rauchwolken auf, dazwischen hier und da ein dichter Rauchballen. Es waren Landminen, die die Türken verborgen angelegt haben. Die Granaten schnitten mit Säulen und Pfeifen durch die bewegte Luft. Ein türkischer Flieger bombardierte die Schleppboote und Barkassen. Wir erblickten auch unsere Gruppen von verwundeten, die aus den von dem Gegner besonders heftig beschossenen Strandstreifen zurückkamen. Manche vermochten zu gehen, andere wurden auf Tragbahnen transportiert. Ein seltsamer Krieg, der einem aus dem Fenster eines vornehmen Schiffssalons einen solchen Ausblick gewährt."